

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Vorlesung.

Nachdruck verboten.

Er sagte, daß seine Eltern Deutsche gewesen seien, von Deutschland selbst wollte er nichts wissen, er ging über dieses Thema rasch hinweg man hörte ihn an, daß er es nicht lieb hatte.

Die Vorstellung neigte sich schon ihrem Ende zu, als plötzlich der Ruf: „Feuer“ erscholl.

Ein Schreckensruf durchhallte das Haus, Niemand sah das Feuer, aber alles erhob sich von den Sitzen und drängte dem Ausgange zu. Vergeblich versuchten der Direktor und einige Stallmeister das Publikum zu beschwichtigen, ihre Stimmen verhallten ungehört.

Die Furcht wuchs mit Riesenschnelle zur Todesangst, das Schreien der Frauen und Kinder in dem furchtbaren Gedränge ließ die Gefahr immer noch größer erscheinen.

Erna und Mistreß Burton wollten den Fliehenden folgen, der Fremde hielt sie jedoch zurück, indem er ihnen den Weg vertrat.

„Bleiben Sie“, sagte er in einem Tone, der befehlend und zugleich beruhigend klang, „es ist keine Gefahr vorhanden. Ich rieche weder Rauch noch sehe ich Feuer, in jenem entsetzlichen Gedränge ist die Gefahr größer für Sie, als hier in der Loge.“

„Das Feuer kann plötzlich über uns hereinbrechen, dann sind wir alle verloren!“ erwiderte Mistreß Burton, die ihrer Angst nicht so rasch gebieten konnte.

„Nicht doch, wir sehen die Flammen schon, wenn ein Brand ausgebrochen wäre“, antwortete er. „Warten wir, bis der größere Theil der Menge hinaus ist, dann wollen wir folgen.“

An den Ausgängen hatten einige besonnene Männer jetzt Ordnung geschaffen, ihrer Energie war es zu verdanken, daß ein großes Unglück verhütet wurde, gleichwohl kamen die beiden Damen, als sie nun auch den Zirkus verließen, immer noch in starkem Gedränge.

Der Fremde hatte ihrer Angst und ihren Bitten nachgeben müssen, er ging voraus, um ihnen Bahn zu brechen, sie mußten ihm vorher das Versprechen geben, daß sie dicht hinter ihm bleiben und an seinen Rockschößen sich halten wollten.

In diesem Gedränge nun schob plötzlich ein roher Mann sich zwischen Erna und ihrer Herrin, das Mädchen erkannte in ihm sofort eine der drei Gestalten, die sie beim Eintritt in den Zirkus gesehen.

Vergeblich versuchte sie ihrer Herrin zur Seite zu bleiben, sie wurde mit dem Strome fortgerissen und immer weiter von Mistreß Burton entfernt.

Endlich war der Hauptausgang erreicht, in diesem Moment fühlte Erna sich von kräftigen Armen umschlungen, ihre Füße berührten den Boden nicht mehr, sie wurde getragen von zwei zerlumpten Männern, die ihr frech ins Gesicht lachten.

Ein Hilferuf entfuhr ihren Lippen, dann wurde ein Tuch ihr auf den Mund gedrückt, aber in demselben Augenblick fauchte auch schon der schwere Bleiknopf eines Stodes durch die Luft, er fiel so wuchtig auf den Kopf eines Angreifers, daß dieser bewußtlos niederstürzte.

Der zweite Schlag traf mit derselben Wucht den Arm des Anderen, der seine halb ohnmächtig gewordene Beute fahren lassen mußte und die Flucht ergriff, als er nun auch noch den Diener der Mistreß Burton herbei eilen sah. Das Alles war das Werk einiger Sekunden gewesen, der Fremde hielt Erna umschlungen und führte sie zum Wagen, wo Mistreß Burton ihn mit lebhaften Dankesworten empfing.

„Fahren Sie sofort ab“, sagte er, nachdem er Erna in den Wagen gehoben hatte, „diese Irländer waren gebungen; ich bleibe um den Mann den ich niedergeschlagen habe, der Polizei zu übergeben und den schändlichen Plan zu enthüllen.“

„Ich fahre nur dann, wenn Sie mir das Versprechen geben, uns morgen zu besuchen“, erwiderte sie; „mein Name ist Mistreß Burton, wir müssen wissen, wann wir so großen Dank schulden.“

„Nicht deshalb“, wehrte er ab, „aber ich werde kommen, um nach dem Befinden der Dame mich zu erkundigen.“

Er grüßte kurz und ging zu der Stelle zurück, wo der niedergeschlagene Irländer, von einer Volksmenge umringt, lag.

Der Wagen rollte unterdessen von dannen, die Damen fühlten sich erst dann wieder in Sicherheit, als sie sich in ihrer Wohnung befanden.

Sie waren beide in furchtbarer Aufregung, sie bedurften vor allem Andern der Ruhe und beschloßen deshalb, erst am nächsten Morgen ihren Vermuthungen über den Ueberfall Ausdruck zu verleihen.

Erna war nach einer schlaflosen Nacht zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Maler Geier noch in Newyork sein müsse.

„Nur er kann diesen schändlichen Plan erdacht haben, um seinen Haß zu befriedigen“, behauptete sie, als sie am andern Tage beim Frühstück ihrer Herrin gegenüber saß. „Ich habe ja keinen anderen Feind in dieser Stadt, und von welcher Seite ich auch das Vorgefallene betrachten mag, ich kann nur einen Mörder der Mordthat darin erblicken.“

Mistreß Burton nickte gedankenvoll, sie war zu demselben Resultat gekommen.

„Ich habe bereits Befehl gegeben die Sache zu untersuchen“, sagte sie, „man soll sich erkundigen, ob der Maler wirklich abgereist ist, und wenn die Antwort verneinend lautet, dann will ich ihn hegen, bis die Thore des Gefängnisses sich hinter ihn geschlossen haben. Unser Beschützer behauptete, die Angreifer seien Irländer, der Maler wohnte bei einem Irländer, das kann dem Verdacht, den Sie hegen, nur zur Beätigung dienen.“

„Und was wäre aus mir geworden, wenn —“

„Mein liebes Kind, darüber wollen wir nicht nachdenken, ich glaube, wir haben Aufregung genug gehabt. Wer nur der Fremde sein mag?“

Erna blickte ihre Herrin fragend an, sie las nur ein neugieriges Verlangen in den ernsten Zügen.

„Wir werden es ja heute Morgen noch erfahren“, sagte sie, „er muß sein Versprechen erfüllen.“

„Stehen Sie auf, er ist nicht, um ihn doch doch unserm Leben zu entziehen.“

„Glauben Sie das nicht, er wird kommen.“

„Dann kommt er Ihre Wege“, sagte Mistress Burton, einen heiteren Ton anschlagend.

Die Wangen hatten sich dunkler gefärbt, mit unglaublicher Miene wiegte sie das Haupt.

„In den Augen eines solchen Mannes bin ich nur eine unbedeutende Person“, erwiderte sie, „ich bitte Sie, reden Sie nicht mehr von solchen Unwahrscheinlichkeiten. Ich werde Navport doch wohl verlassen“, fuhr sie nach einer Pause fort, und tiefes Bedauern klang aus dem Tone ihrer Stimme. Mein Feind ist noch hier, in dieser großen Stadt kann er sich gut verstecken, daß auch die Polizei ihn nicht findet, und wissen er fähig ist, daß haben wir gestern Abend erfahren. Wäre der fremde Herr nicht in unserer Loge gewesen, hätte er nicht später ein scharfes Auge auf mich gehabt, so würde der Racheplan gesungen sein. Darf ich mich solcher Gefahr noch einmal aussetzen? Nur durch meine Abreise kann ich ihr entgehen, ich zittere jetzt schon bei dem Gedanken, daß ich jenem Manne noch einmal begegnen könnte.“

„Ich werde mit einigen tüchtigen Polizeibeamten Rücksprache nehmen —“ und Mistress Burton brach ab, der eintretende Diener meldete den Besuch des fremden Herrn.

Da die Damen den Besuch des Fremden erwarteten, so hatten sie bereits Toilette gemacht, er wurde mit herzlichen Freundlichkeit empfangen, und er äußerte seine Freude sie wohl zu sehen.

„Was hat die Untersuchung ergeben?“ fragte Mistress Burton, nachdem er ihnen gegenüber Platz genommen hatte.

Der Fremde haßte den Blick voll herzlicher Theilnahme auf das plötzlich erglühende Antlitz Ernas.

„Sie müssen einen rachsüchtigen Feind haben“, sagte er, „der verhaftete Irländer wollte seinen Namen nicht nennen, er gestand nur, daß er mit noch zwei anderen gedungen sei, Sie, sobald sie aus dem Circus hervorkämen, in einen Wagen zu schaffen, der vor dem Circus stand, und ihn genau bezeichnet worden war. Das weitere wußte er nicht, aber er wollte es nicht wissen, er sprach die Vermuthung aus, daß Sie vielleicht Ihren Eltern oder Ihrem Gatten fortgelaufen seien, in diesem Falle könne das, was er gethan habe, nur als ein verdienstliches Werk betrachtet werden. Seine Genossen und seinen Auftraggeber will er nicht kennen, wohin Sie gebracht werden sollen will er ebenfalls nicht wissen, es war nichts weiter aus ihm herauszubringen. Es mag sein, daß er nicht tiefer in den Plan eingeweiht ist, diese Sorte von Menschen begehrt für klingenden Lohn einen Mord, ohne weiter nach den Gründen zu fragen. Ich vermute auch, daß einer dieser drei Gesellen den Feuerruf ausgestoßen hat, um in der daraus entstehenden Verwirrung den Plan leichter und sicherer ausführen zu können.“

„Das wäre entsetzlich!“ sagte Mistress Burton empört. „Ihre Vermuthung mag sehr wohl begründet sein, man muß den Genossen des Verhafteten und ebenso dem Kutscher des Wagens nachforschen, vielleicht wird durch die Aussagen dieser Leute das dunkle Räthsel gelöst.“

Der Fremde antwortete nicht, sein Blick ruhte wie gebannt auf das Porträt Ernas, das ihm gegenüber an der Wand hing.

„Ich kenne dieses Bild“, versetzte er, „jetzt erst sehe ich, daß es Ihr Porträt ist, mein Fräulein, und nun weiß ich auch, weshalb Sie mir gestern Abend sofort bekannt erschienen.“

„Kennen Sie auch den Maler, der es gemalt hat?“ fragte Erna rasch.

„Natürlich.“

„Er ist der Feind, der mit seinem Haß mich verfolgt.“

„So, ist er hier?“

„Haben Sie ihn nicht hier gesehen?“

„Nein, in seiner Heimath. Er wollte damals dieses Bild nicht verkaufen, obgleich Mister Burton ihm eine hohe Summe dafür bot, Mister Burton hat es also doch erhalten.“

„Waren Sie damals mit meinem Manne zusammen?“ fragte Mistress Burton.

„Natürlich, ich veranlaßte ihn zur Rückreise.“

„Er ist nicht zurückgekehrt, er war verschollen lange Zeit. Erst vor einigen Tagen erhielt ich die Gewißheit, daß er in jener Nacht, in der er die Rückreise antreten wollte, im Strome ertrunken war. Er soll berauscht gewesen sein.“

„Das Letztere fürchte ich“, sagte der Fremde, dessen Blick bald auf dem Bilde, bald auf dem schönen Antlitz Ernas ruhte; „wir wohnen beide in demselben Hotel.“

„Ihr werther Name?“ unterbrach Erna ihn in einem so erregten Tone, daß er ganz betroffen sie anschaute.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich nicht vorhin meine Karte abgegeben habe, der Entschuldigungsgrund liegt darin, daß ich keine mehr besitze, Martin Grinn ist mein Name.“

„Mein Gott, wäre es möglich?“ rief Erna. „Sind Sie der Nefte des Kaufmanns Hugo Röder? Derselbe Nefte, der eine

großen Vorbereitung an ihn that und das Leben seiner Mutter an ihm rächen wollte?“

„Über auf diese Rache im letzten Augenblick verzichtete, ja wohl, derselbe Martin Grinn bin ich,“ nickte er.

Erna blickte ihn starr an, sie konnte das nicht fassen, an die Wahrheit dieser überraschenden Entdeckung so bald zu glauben.

„Wie war es möglich, daß Sie so spurlos verschwinden konnten?“ sagte sie mit bebender Stimme. „In den Zeitungen hat man Sie aufgefodert, sich zu melden, wenn Sie noch lebten, hier in Navport hat man sich nach Ihnen erkundigt, Sie blieben verschollen! War es Ihre Absicht, den furchtbaren Verdacht auf Ihren unglücklichen Onkel zu lenken? Das wäre eine grausame Rache gewesen, deren ich Sie nicht fähig halte.“

Erstauen und Bestürzung spiegeln sich in seinen Zügen es lag ein zündender Ausdruck in dem Blick Ernas, Martin schlug vor ihm die Augen nicht nieder.

„Was ist geschehen?“ fragte er.

„Hugo Röder wurde des Mordes angeklagt, wissen Sie das nicht?“

„Ich habe bis zu diesem Augenblick keine Ahnung davon gehabt, das will ich, wenn Sie es verlangen, mit einem Eide bekräftigen. Er wurde verurtheilt?“

„Zu einigen Jahren Gefängniß, die Geschworenen nahmen an, daß er durch eine schwere Beleidigung zur That gereizt worden sei.“

„Ich begreife das nicht“, sagte er kopfschüttelnd, „bitte, erzählen Sie mir das alles ausführlich.“

Erna kam dem Wunsche nach, sie berichtete ihm die Bemühungen des Rechtskonsulenten Geier, den furchtbaren Verdacht auf Hugo Röder zu lenken die Verhaftung Röders, die Aussagen der Zeugen, den Verlauf des Prozesses und die Erklärungen, die der Angeklagte über seine letzte Unterredung mit dem Nefen gegeben hatte. Sie berichtete ihm ferner, wie ihr Bruder das Geschäft Röders vor dem Bankrott bewahrt hatte, das plötzliche Auftauchen des Erben und die gerichtliche Anerkennung seiner Rechte mit ihren Folgen.

Martin hatte schweigend zugehört, er war tief erschüttert.

„Nun müssen Sie auch meine Rechtfertigung hören“, sagte er mit einem tiefen Athemzuge, mir scheint, man hat doch nicht die rechten Wege gewählt, um mir nachzuforschen. Nicht hier in Navport in Chicago hätte man sich erkundigen müssen, man würde dann erfahren haben, daß ich von meinem dortigen Bankier nach jener Nacht noch mir Kreditbriefe schicken ließ. Die Erklärungen, die mein Onkel über unsere letzte Unterredung gegeben hat, sind vollständig richtig. Nach dem Besuch Gerthas war ich entschlossen, auf meine Rache zu verzichten, obgleich ich kurz vorher noch mich mit der Anklageschrift beschäftigt hatte, die ja auch später auf dem Schreibtisch in meinem Zimmer gefunden worden ist.“

„Als mein Onkel mir gegenüberstand“, fuhr Martin in seiner Schilderung fort, „loderte der alte Haß in meiner Seele noch einmal auf, es sind böse Worte gefallen, die mich nur noch mehr reizten. Im Beisein Gerthas wollte ich ihm die Papiere übergeben, wir verließen das Hotel, ruhiger waren wir nicht geworden, im Geheimen, die wilden Wogen der Leidenschaft gingen immer noch hoch. Und als nun mein Onkel mir sagte, Gertha verachte mich, da wurde es mir klar, daß ich ihm und seiner Tochter gegenüber eine traurige Rolle spielte und es kam alles so, wie der alte Mann später es berichtet hat. Ich wollte diesen beiden Menschen um keinen Preis mehr begegnen, ich kam mir vor wie ein Schulknaube, der eine Züchtigung verdient und zu erwarten hat. Ich mußte sofort abreisen, die Uebersehewachung drohte mich wochenlang zurückzuhalten; man hatte bereits an der Mittagsstafel davon gesprochen, daß die Verbindung mit dem Norden vielleicht schon unterbrochen sei. Werthvolles Gepäc führte ich nicht bei mir, was ich zurückließ, konnte ich überall wieder kaufen, außerdem war es eine Kleinigkeit, mir später den Koffer nachschicken zu lassen. Ich konnte von Bremen aus an den Hotelbesitzer schreiben, überdies blieb mir auch keine Zeit mehr, ins Hotel zurückzukehren, wenn ich mit dem Kurierzuge fort wollte. Ich würde vielleicht anders gehandelt haben, wenn ich nicht so furchtbar erregt gewesen wäre, aber in jener Stunde war es mir nicht möglich, einen ruhigen klaren Gedanken zu fassen. Jenseits der Brücke gab ich meinem Onkel die Papiere ich befehl ihm mich augenblicklich zu verlassen, er that es, ich schritt zum Bahnhof weiter.“

Fortsetzung folgt.

Del. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Bei Einkauf von Rüdertich-Thee und Bonbons achte man auf den Russen. 36811.

Hauptmann Weber.

Von Erwin von Woldberg.

„Also, ich sage Ihnen, das Unteroffizierkorps in der ganzen fünften Kompagnie ist keinen Schuß Pulver wert. Jeder einzelne —“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; trauen Sie einem der Unteroffiziere die Tat zu?“

„Unbedingt.“

„Dann also, mein lieber Herr Major, giebt es nur ein Mittel: Sie stellen mich als Unteroffizier in die Kompagnie ein.“

„Das geht nicht . . . es würde Sie ja doch jeder sofort erkennen. Außerdem — wie soll ich eine derartige Maßregel rechtfertigen?“

„Außerordentliche Umstände rechtfertigen von selbst außerordentliche Maßregeln.“

„Ganz gut; aber Sie sind Reserveoffizier . . .“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Wir sehen uns jetzt in eine Droschke, fahren zum Bezirkskommando hinaus und besprechen die Sache mit meinem Kommandeur. Der kann eventuell telegraphisch bei den obersten Waffenbehörden die Genehmigung einholen. Sehen Sie, in welcher Eigenschaft auch immer ich komme, wird man erkennen, wer ich bin. Ein Kriminalbeamter schmäffelt unwillkürlich; steckt er aber in der Unteroffiziersjacke, tut er seinen Dienst in der Kompagnie, so fällt keinem Menschen etwas auf.“

Major von Wittersheim schüttelte bedenklich den Kopf, und nach einer Pause antwortete er langsam, jedes einzelne Wort überlegend:

„Man müßte Sie vielleicht mit dem National eines anderen Reserveunteroffiziers nach Rednow schicken; und da die beiden verdächtigsten Unteroffiziere verhaftet sind, wäre ja eine außerordentliche Maßregel gerade jetzt, wo das Bataillon vor der Befichtigung steht, begreiflich.“

„Und bei dem Unteroffiziermangel, der gegenwärtig in allen Regimentern herrscht, um so eher, nicht wahr, Herr Major?“

„Ja, ja, und wenn die obersten Waffenbehörden damit einverstanden sind . . . nun, mir ist es recht. Fahren wir zunächst nach dem Bezirkskommando.“

Als Major von Wittersheim und der königl. Kriminalkommissarius Ritter vom Tempelhofer Felde nach Hause fuhren, war alles geordnet. Das Regiment sollte einfach anfragen, ob nicht ein Reserveunteroffizier von guter Führung und guter Qualifikation geneigt sei, zu kapitulieren und sofort einzutreten, um eine Vakanz in der fünften Kompagnie auszufüllen. Ritter wurde dann mit einem fingierten National nach Rednow geschickt und der Kompagnie zugeteilt. Alles übrige wollte das Bezirkskommando direkt ordnen.

„Versprechen Sie sich jedoch nicht zu viel von meinem Wirken, Herr Major, die Sache ist höchst verwickelt. Ich weiß nicht, ob ich imstande bin, in das geheimnisvolle Dunkel dieses Verbrechens Licht zu bringen. Kein Mensch hat den Täter gesehen.“

„Nun, lassen Sie gut sein, lieber Ritter! Ich weiß, was man mir von Ihnen erzählt hat; ich hoffe ganz bestimmt auf einen Erfolg.“

„Und der Zweck Ihrer Reise nach Berlin, Herr Major, daß wir das festhalten, war die Berufung des Dr. Lachmann zur Untersuchung des Verbrechens, nicht wahr? Ueber den Unteroffizier wird kein Wort gesprochen, zu niemand, Herr Major, wenn ich bitten darf, auch nicht zu dem Adjutanten.“

„Ganz, wie Sie befehlen, lieber Ritter.“

„Befehlen?“

„Natürlich. Wenn der Kofse das Schiff betritt, legt der Kapitän das Kommando aus der Hand.“

Die beiden Herren verabschiedeten sich, und Ritter schlen- derte langsam über den Potsdamer Platz, die Königsgräberstraße hinunter, um dann durch den dunklen Flur eines vornehmen Hauses hindurch an einer ziemlich abgelegenen Gartenwohnung die Klingel zu ziehen. Es wurde schnell geöffnet, und der ältliche Diener antwortete auf Ritters Frage nach dem Hausherrn, der Herr Doktor sei zwar sehr beschäftigt; aber der Herr Kommissar möge nur eintreten.

„Was hast Du? Was bringst Du?“

„Ich bin mit dem Fall in Rednow betraut.“

„Und ich soll Dir helfen, nicht wahr?“

„Ja, Du wirst eine Berufung bekommen, ganz offiziell, und ich werde als Unteroffizier in die Kompagnie eintreten.“

„Umgekehrt wäre mir lieber . . . doch nein, Du hast recht, als Unteroffizier in der Kompagnie wäre ich zu sehr gebunden, ich muß frei sein, wenn ich wirken soll. Und nun erzähle mir ruhig den Tatbestand.“

„Du hast doch die Zeitungen verfolgt?“

„Ja, ja; aber das lebendige Wort weckt die Inspiration, und Du erzählst gut, sogar dramatisch. Also setz' Dich; da stehen die Zigarren, bediene Dich und mache keine langen Umschweife.“

Dr. Lachmann lehnte sich in seinen Arbeitsstuhl zurück und blickte erwartungsvoll in die blauen Ringe des Zigarrenrauches, die er kunstvoll vor sich hinblies.

„Der Hauptmann wurde auf dem Scheibenstand erschossen, während vier Kompagnieen auf den Ständen fünf, sechs, sieben und acht Übungen schossen. Die fünfte Kompagnie hatte den Stand fünf belegt und schoss ebenso wie die Kompagnieen von sieben und acht auf zweihundert Meter. Der Stand sechs ist der sogenannte lange Stand, auf dem Unteroffiziere eine Sechshundertmeter-Übung schossen, so daß also die Kugeln dieser Unteroffiziere hart an den Stellungen der Stände fünf und sieben vorbeischießen mußten. Kannst Du Dir das vorstellen?“

Dr. Lachmann nickte und schwieg.

Natürlich sind die Deckungen nach den Seitenständen sehr hohe und sehr starke Wälle, die nur durch schmale Durchgänge unterbrochen werden, damit man nicht, falls der Sechshundertmeter-Stand frei ist, einen weiten Umweg zu machen hat. Am Tage des Verbrechens waren diese Zugänge natürlich gesperrt, und es hätte sich auch kein Mensch sie zu passieren gewagt, da er ja von den Unteroffizieren aus der Sechshundertmeter-Entfernung erschossen worden wäre. Trotzdem kam Hauptmann Weber nur von diesem Stand aus die tödliche Kugel erhalten haben —“

„Und das war raffiniert ausgedacht, denn der Täter wußte genau, daß niemand zunächst diesen Stand absuchen würde und daß er durch den anstoßenden dichten Wald leicht entkommen konnte.“

„Ich sehe, Du bist orientiert. Das Eigentümliche bei der Sache ist, daß der Täter selber das Leben riskierte, um den Hauptmann zu vernichten. Das Eigentümliche ist ferner, daß nicht einer von den Unteroffizieren, die auf dem Stand sechs schossen, auch nicht einmal der aussichtsführende Offizier bemerkt hat, daß ein Mensch den Stand sechs in der Geschosflugbahn passiert hat. Trotz alledem ist aus nächster Nähe der Schuß gefallen, so daß man anfänglich glaubte, es sei ein verirrtes Geschos vom langen Stand her gewesen, das den Hauptmann getroffen habe. Die Zeit der Bestürzung und die Gefahr der auf dem Stand sechs fliegenden Geschosse machten es dem Täter leicht, in das Gestrüpp zu entkommen. Aber wie, wie? Er hat den Stand passiert und ist nicht gesehen worden.“

„Lieber Ritter, er hat den Stand nicht passiert; denn wenn er ihn passiert hätte, wäre er gesehen worden. Man muß niemals mit Dingen rechnen, die unmöglich sind; das Natürliche allein ist das Glaubhafte. Aber ich will zunächst kein Urteil fällen, bevor wir nicht an Ort und Stelle gewesen sind und alles genau gesehen haben.“

* * *

Auf der Kompagniekammer der fünften Kompagnie herrschte am Sonnabend Nachmittag ein reges Leben. Die dritte Garnitur wurde ausgeklopft, denn in der nächsten Woche sollte die Bataillonsbefichtigung sein. Deshalb kam es dem Kammerunteroffizier sehr unbequem, daß er gerade an diesem Sonnabend Nachmittag den Unteroffizier Müller, den neuen Kapitulant, einzuweisen hatte. Aber Befehl ist Befehl, er mußte befolgt werden. Ob man Freude daran hatte oder nicht, das war gleichgültig; jedenfalls konnte man dem neuen Kameraden, wenn er Späße machte und mit seinen „Brocken“ nicht zufrieden sein wollte, die Zähne zeigen, denn ein alter Unteroffizier ist immer bereit, seinen Nerger über einen unangenehmen Kompagniebefehl an irgend einer beliebigen Stelle auszulassen. Aber er fand keine Gelegenheit. Müller war ein süßes Kerlchen und leicht zufriedengestellt, so daß dem alten Kammerunteroffizier ein wenig das Gewissen schlug und er ihm bessere Sachen heraussuchte,

als er sonst vielleicht getan hätte. Eine Stunde später erschien der frisch eingekleidete Unteroffizier auf dem Feldwebelbureau, um sich zu melden.

„Na,“ sagte die ehrwürdige Mutter der Kompagnie, „Müller, Sie sehen ja ganz passabel aus. Nun gehen Sie mal in die Kantine und gießen Sie ordentlich Gelenkschmiere auf, damit es Montag beim Exerzieren besser klappt. Und über die Vorfälle in der Kompagnie . . . Sie haben doch davon gehört?“

„Wer hätte nicht davon gehört, Herr Feldwebel?“

„Na ja, über die Vorgänge in der Kompagnie Ruhe im Glied. Was Sie so hören, was so ein Kamerad mal hinredet, Brotschere halten, Futterluke zu, verstanden?“

„Befehl, Herr Feldwebel.“

„ . . . und in einer halben Stunde kommt der Herr Hauptmann aufs Bureau, ich lasse Sie dann durch den Schreiber holen, halten Sie sich in der Kantine auf. Unser Herr Hauptmann ist vom Lehrbataillon gekommen, macht nicht viel Federlesens. Kopp hoch, laut gesprochen, streng militärisch; denken Sie daran. Schmeißen Sie die alte Zivilkluft in die Kantine und ziehen Sie einen neuen Menschen an . . . Es ist gut, Sie können gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Trauerweide.

Parabel.

Ein Weidenbäumchen wuchs empor
Am Weiherrand im schiffgen Moore
Es grub und streckt' am Weiherrand
Die Wurzeln ins feuchte Land.
Frau Wachtelz' war auf schwankem Ast
Ein täglich gern geseh'ner Gast,
Und oftmals kam in schnellem Flug
Ein Schwalbenpärchen zum Besuch;
Draus schaut' im warmen Sonnenschein
Das Bäumchen gar vergnüglich drein,
Bis einst am hellen Frühlingstag
Ein Wurzelnchen zum andern sprach:
„Da draußen glüht das Sonnenlicht —
Die Nacht behagt mir länger nicht.“
Das nickt: „Ich tränk' wie Zweig und Blatt
Am Tau und Lichte gern mich satt.“
Ein drittes: „Mächtiger Orkan,
Nimm' dich uns'rer Bitte an!“
Der Sturmwind, der das Bäumchen haßt,
Ergriß's und grub so Zweig' als Ast,
Tief in das feuchte, dunkle Land,
Die Wurzeln nach dem Licht gewandt.
Die Krone ruht im Erdenreich,
Die Wurzeln trieben Blatt und Zweig,
Doch seit der Sommer Abschied nahm
Und rauß der eis'ge Winter kam,
Da neigen Wurzeln klein und groß
Sich nach der Erde Mutterchoß,
Sie sehnen traurig sich zurück
Nach dem verschmähten, stillen Glück.



Ein Ratgeber Friedrichs II. machte diesem einst schriftlich den eigennützigen Vorschlag, den in der königlichen Tabakfabrik arbeitenden Tagelöhnern von ihrem täglichen Arbeitslohn, der in acht Groschen bestand, den vierten Teil abzuziehen, indem sie doch nur drei Viertel des Tages arbeiteten. Friedrich befahl, ihm über den Vorschlag zu berichten. Als er erfuhr, daß diese Arbeiter größtenteils betagte Invaliden wären, und man ihm versicherte, daß sie eher Zulage, als Abzug verdienten, richtete er an den Ratgeber folgendes Handbillet: „Ich danke dem Herrn Rat für seine guten Gesinnungen und seinen ökonomischen Rat, finde aber denselben um so weniger acceptable, da die armen Fabrikarbeiter ohnehin so kümmerlich leben müssen und ihre Kräfte bei den teuren Lebensmitteln vollends zusehen. Indessen will ich doch seinen Plan und die darin bemerkte gute

Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst zur Anwendung bringen. Demzufolge werden ihm von nun an jährlich tausend Reichstaler am Traktament abgezogen, mit dem Vorbehalt, daß er sich übers Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seiner eigenen häuslichen Einrichtung vorteilhaft oder schädlich sei. Im ersten Fall will ich ihm von seinem ohnehin so großen, als unverdienten Traktament von viertausend Reichstalern auf die Hälfte heruntersetzen und bei dieser seiner Beruhigung seine patriotische und ökonomische Gesinnung loben, und auch bei andern, die sich dieserhalb melden werden, diese Verfügung in Applikation zu bringen. Potsdam, den 29. Junius 1786. Friedrich.“

Das Nicolaitor zu Oppeln ward im Jahre 1854 wieder geöffnet, nachdem es 358 Jahre geschlossen, d. h. vermauert gewesen. Es hatte damit eine ganz eigene Bewandnis. Der Landeshauptmann des Königs Matthias von Ungarn und Böhmen, Herzog Kasimir von Teschen, hielt im Jahre 1496 einen Landtag in Oppeln, dem auch der Herzog Nikolaus II. von Oppeln beiwohnte, der heimlich mit dem Landesfeinde, den Polen, verbunden war. Während einer Sitzung erhielt Herzog Heinrich von Münsterberg Briefe, die er las und auch dem Herzog von Teschen, wie dem Bischof von Neisse zu lesen gab. Nikolaus glaubte sich verraten, zog das Schwert, verwundete den Bischof und flüchtete in die Kirche. Hier verhaftet, ward ihm sofort der Prozeß gemacht; er ward zum Tode verurteilt und noch in der nächsten Nacht hingerichtet. Seine Mutter aber ließ später das Tor, durch das die Leiche wieder in die Stadt zur Beisetzung gebracht worden, sperren und vermauern. Merkwürdig genug, verblieb es bei dieser Anordnung, zur größten Unbequemlichkeit der Stadt, Jahrhunderte hindurch, und selbst das Jahr 1848 konnte nur die Öffnung einer Pforte für Fußgänger in der Gegend des Tores bewirken. Friedrich Wilhelm IV. brach endlich bei seiner Anwesenheit in Oppeln 1854 den fast ewigen Bann, indem er befahl, das Tor wiederherzustellen, das seitdem Königstor heißt.

Wasserspendernde Bäume. Auf der Insel Ferro gibt es Bäume, die Menschen und Vieh mit Wasser versorgen. Sie sind von mittlerer Höhe und haben lange, stets grüne Blätter. An den Wipfeln dieser Quellenbäume gewahrt man stets einen Nebelstreifen, der die Blätter dermaßen mit Wasser tränkt, daß sie ununterbrochen ein klares und frisches Wasser herabträufeln. Da die wenigen Quellen der Insel fast unzugänglich sind, so sind die dortigen Bewohner auf das Wasser dieser Bäume angewiesen, das die Natur ihnen zum Ersatz gegeben.

Der berühmte Komponist des „Richard Löwenherz“, Grétry, wurde von Napoleon I. gänzlich ignoriert. Er, der ein so eminentes Namensgedächtnis besaß, schien sich immer, wenn der Zufall ihm den berühmten Komponisten zuführte, seines Namens nicht entsinnen zu können. Der Kaiser wollte dadurch zu erkennen geben, wie gering für ihn ein Musikus sei. Nach der Rückkehr von einem seiner siegreichen Feldzüge sandte das Institut eine Deputation an Bonaparte, um ihn zu beglückwünschen; Grétry befand sich unter den Abgesandten. Der Kaiser, ihn bemerkend, durchschritt die Reihen und wiederholte stets die Frage: „Wie heißen Sie?“ — „Noch immer Grétry, Sire!“ war die kurze Antwort.

Merkwürdiges Beispiel von Intelligenz bei einem Fisch. Ein englischer Arzt promenierte eines Abends im Park des Grafen Stamford und kam an einem Teich vorüber. Ein Hecht, der längs dem Ufer schwamm, mußte durch die Annäherung des Arztes erschreckt sein, denn er schnellte in solcher Hast zurück, daß er mit dem Kopf heftig gegen den Hafen eines Fischbehälters stieß. Das Tier schien einen schrecklichen Schmerz zu fühlen, denn es schoß mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den Grund des Wassers, kam wieder auf die Oberfläche, tauchte wieder unter und sprang endlich ganz aus dem Teich heraus. Der Doktor trat näher und sah, daß der Schädel des Hechtes gebrochen war und das Gehirn durch den Riß hervorquoll. Behutsam brachte er es mit seinem silbernen Zahnstöcker wieder an seinen Platz und hob das eingedrückte Stück des Schädels in die Höhe. Einige Augenblicke blieb der Fisch ohne jede Bewegung, dann warf der Arzt ihn in das Wasser. Als bald fing er wieder an, unterzutauken und heraufzukommen, und sprang endlich wieder an das Land. Mit Hilfe des Gärtners brachte nun der Doktor, zur Sicherung der Kur, eine Art Verband an, schob den Fisch ins Wasser und überließ ihn seinem Schicksal. Am folgenden Tage kam er wieder an den Teich; der Fisch kam ans Ufer und folgte schwimmend dem Arzt, der seinen Spaziergang um den Teich fortsetzte. Da er aber auf der verwundeten Seite blind geworden, so verirrt er eine große Unruhe, wenn sein Wohltäter sich auf dieser Seite befand und er ihn folglich nicht sehen konnte. Regelmäßig kam nun der Fisch auf ihn zu, so oft der Arzt sich sehen ließ; er lernte auch bald aus seiner Hand essen und auf seinen Pfiff hören, während er gegen jeden anderen so scheu blieb, wie er früher gewesen war.